Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 548. Dienstag den 27. Oktober 1903. 97. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 27. Oktober.

Zentrum und Finanznot der Einzelstaaten.

Die Erklärung der „Nordd. Allgem. Ztg.", daß die Beratungen der Finanzminister ihres vorbereitenden Charakters wegen zu förmlichen Beschlüssen nicht geführt hätten, hat mehrere Zeitungen zu der Klage veranlaßt, daß die Verhandlungen ausgegangen seien wie das Hornberger Schießen. Die „Berl. Polit. Nachr." sind deshalb zu folgender Richtigstellung veranlaßt worden:

„Sie (jene Annahme) beruht offenbar auf der irrigen Annahme, daß eine Verbesserung der finanziellen Einrichtungen des Reiches in untrennbarem Zusammenhange mit der Steuerreform bezw. mit der Verstärkung der Deckungsmittel des Reichs für seine Ausgaben stehe. Von dieser irrigen Annahme aus gelangt man im Hinblick darauf, daß erst nach Abschluß der Handelsverträge sich wird ersehen lassen, ob und gegebenenfalls in welcher Weise eine weitere Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches herbeizuführen sein wird, leicht zu dem Schlusse, daß zur Zeit auf dem Gebiete der Finanzreform im Reiche nichts geschehen könne. Aber eine solche untrennbare Verbindung zwischen der Verbesserung der Finanzgesetzgebung des Reichs und der Frage der Vermehrung seiner Einnahmen besteht nicht. Auch ohne daß man an Erhöhungen der Tabak- und Biersteuer oder an die Erschließung sonstiger neuer Einnahmequellen zu denken braucht, läßt sich durch Beseitigung der der Finanzgesetzgebung des Reichs anhaftenden Mängel an sich schon ein erster wichtiger Schritt zur Besserung der Finanzeinrichtungen des Reichs unternehmen. Mit solchen Schritten, die ganz unabhängig von der Frage der Erschließung neuer Einnahmen für das Reich sind, noch zu warten bis zu dem Abschlusse der Handelsverträge, liegt aber nicht der mindeste Grund vor. Hier kann ohne Verzug die bessernde Hand angelegt werden. Man wird daher in der Annahme nicht fehlgehen, daß die finanzpolitischen Verhandlungen der letzten Tage unmittelbar praktische Ergebnisse nach dieser Richtung hin gezeitigt haben."

Daß auch durch diese Auslassung die Richtigkeit der von uns seit Jahren verfochtenen, aber von den Offiziösen ebensolange bekämpften Ansicht bestätigt wird, auch ohne eine durchgreifende, auf neue Einnahmen begründete Reichsfinanzreform sei eine die Einzelstaaten vor ruinösen Schwankungen zwischen Matrikularbeiträgen und Ueberweisungen sichernde Reform des finanziellen Verhältnisses zwischen ihnen und dem Reiche möglich, sei nur nebenbei bemerkt. Die Hauptsache ist jetzt, daß Mittel und Wege gefunden werden, die Majorität des neuen Reichstags und vor allem das Zentrum für eine solche Reform zu gewinnen. Daß die „regierende" Partei genau weiß, daß sie auch in diesem Falle den Ausschlag zu geben hat, geht aus einer Aeußerung des badischen leitenden Zentrumsblattes hervor. Die „Freis. Ztg." hatte jüngst bemerkt, daß man lieber statt der Finanzminister Führer der Finanzpolitik des Zentrums nach Berlin hätte einladen sollen. Dazu sagt jetzt das erwähnte badische Blatt: Eugen Richter treffe mit dieser Auslassung den Nagel auf den Kopf, denn das Zentrum sei in Finanzfragen ausschlaggebend im Reichstage. Diese Kundgebung beweist wieder einmal in drastischer Weise, wie weit man es mit den ständigen Liebenswürdigkeiten gegen das Zentrum glücklich gebracht hat. Die Zentrumspresse verhöhnt die Regierung, wenn sie auch nur den Versuch einer selbständigen gesetzgeberischen Initiative macht. Wir besorgen sehr, daß, sobald der Reichstag zusammentritt, die absolute Herrschaft des Zentrums sich in noch drückenderer Weise fühlbar machen werde. Freilich hat Herr Eugen Richter am wenigsten Anlaß, sich über die Ohnmacht der Regierung lustig zu machen. Denn wenn er und sein Gefolge sich rechtzeitig zu einer positiven Politik entschlossen hätten, so wäre das Zentrum nie zu seiner jetzigen Machtstellung gelangt. Trotz dieser muß nun die Regierung den von den Finanzministern entworfenen Plan durchzusetzen versuchen, wie heftig die deshalb entbrennenden Kämpfe auch sein mögen. Das Zentrum hat ja, wie wir schon neulich betonten, ein gewaltiges Druckmittel in der Hand. Es braucht nur zu erklären: „Ohne Jesuiten keine Reform des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten", um diese Staaten, mit Ausnahme von Preußen und Bayern, die ja in der Jesuitenfrage nur gar zu gern mit sich handeln lassen, in die peinlichste Verlegenheit zu setzen. Aber das darf nicht von dem Versuche abhalten, die Reform zu erzwingen. Und wenn bei diesem Versuche auch nichts Anderes herausspränge als eine neue Enthüllung der wahren Natur des Zentrums, so wäre auch das ein Gewinn. Gar manchem katholischen Reichstagswähler, der bisher für das Zentrum gestimmt, würden die Augen aufgehen, wenn infolge der Schacherpolitik dieser Partei die Finanzmisere der Einzelstaaten fortdauerte.

Die badischen Landtagswahlen.

In den nächsten Tagen finden die Wahlmännerwahlen zum badischen Landtage statt. Der Wahlkampf ist ziemlich ruhig verlaufen. Bei sämtlichen Parteien macht sich eine gewisse Ermüdung geltend, wohl eine Folge der hinter uns liegenden Reichstagswahlbewegung. Das interessanteste Moment des Wahlkampfes ist die Konstellation der einzelnen Parteien zu einander. Hier ist vor allem die bemerkenswerte Tatsache zu registrieren, daß bei den badischen Landtagswahlen die Parteigruppierung eine ganz andere ist als bei den preußischen Landtagswahlen. Während in Preußen ein scharfer Gegensatz zwischen dem Liberalismus einerseits und den Konservativen und Ultramontanen andererseits besteht, machen in Baden die Ultramontanen gemeinsame Sache nicht nur mit den Demokraten, sondern auch vielfach mit den Sozialdemokraten. Die badischen Nationalliberalen dagegen marschieren gemeinsam mit den Konservativen und den Freisinnigen an die Wahlurne. Also in Baden ein ganz anderes Wahlbild als in Preußen. Was den voraussichtlichen Wahlausfall anbetrifft, so dürfte er keine wesentliche Veränderung in dem seitherigen Besitzstande der verschiedenen Parteien bringen. Die Zentrumsmandate sind bis auf wenige Ausnahmen den Ultramontanen „sonnensicher", andererseits ist aber auch die Aussicht des Zentrums, neue Mandate zu gewinnen und dadurch die relativ stärkste Partei im badischen Landtage zu werden, eine sehr geringe. Die Demokraten werden Mühe haben, ihren seitherigen Besitzstand zu behaupten. Das Gleiche gilt von der Sozialdemokratie, die durch die Vorgänge auf dem Dresdener Parteitage und die sich daran anschließenden widerwärtigen inneren badischen Parteizänkereien viel an Boden in der Bevölkerung verloren hat. Ein schwerer Schlag für die badische Sozialdemokratie ist die Niederlage des seitherigen allmächtigen Führers Dreesbach, der in Mannheim in der Kandidatenfrage den Radikalen Süßkind und Lehmann unterlegen ist. Die Folgen der Vorgänge in der Mannheimer sozialdemokratischen Partei werden sich erst nach den Wahlen im vollen Umfange zeigen, da jetzt kurz vor den Wahlen volle Einigkeit und ungestörte Harmonie geheuchelt wird.

Graf Stefan Tisza

ist gestern, wie gemeldet, zum ungarischen Ministerpräsidenten ernannt worden. Diese Lösung ist im Verlaufe der unendlich langen Krise mehrmals nahe gewesen, ist aber immer offenbar an dem Mißtrauen der liberalen Mehrheit gegen Tiszas Absichten gescheitert. Seit der Kaiser vor drei Tagen das Programm des Ausschusses der liberalen Partei abgelehnt hatte, war die Krisis schärfer als vorher. Das Merkwürdige war, daß in diesem Mehrheits-Ausschusse die eigenen ungarischen Vertrauensmänner des Monarchen saßen, in erster Linie Graf Tisza selbst. Wenn also auch er die einstimmig gefaßten Beschlüsse unterschrieb, so mußte sie doch auch der Kaiser acceptieren. Das Gegenteil trat ein und man mußte sich nun auf einen harten Konflikt gefaßt machen. Nur konnte, das sagte man sich, nicht gerade Graf Tisza im künftigen Kampfe die Ansprüche der Krone vertreten, da er ja eben erst im Neuneraussschuß diese Ansprüche mit preisgegeben hatte. Als „starke Hand", so wurde gefolgert, ist Tisza zunächst entwertet. Da geschieht denn wieder einmal das am wenigsten Erwartete, und derselbe Tisza wird mit der Bildung des Kabinetts betraut! Die Berufung erklärt sich nur daraus, daß es zwischen dem Mehrheitsausschuß und den Forderungen des Königs noch in letzter Stunde zu einem Kompromiß gekommen ist. Nach seinen ersten Aeußerungen erhofft der neuernannte Minister noch immer eine friedliche parlamentarische Beendigung des Zwistes. Erst in zweiter Linie denkt er an Kampf: doch auch den will er nur mit verfassungsmäßigen Mitteln führen. Das soll wohl heißen, der Reichstag werde dann aufgelöst werden, denn alle anderen verfassungsmäßigen Mittel sind schon erschöpft. Diese Maßregel kann aber den Konflikt noch viel mehr verschärfen, weil die Opposition der Regierung das Recht zur Auflösung bestreitet, solange kein gesetzmäßiger Zustand herrsche. — Wie man sich erinnern wird, war Tisza in diesem Jahre schon einmal, nämlich vor der Berufung des Banus von Kroatien, mit der Kabinettsbildung betraut worden. Er scheiterte aber, weil er keine Kollegen für sein Ministerium finden konnte; niemand hatte Lust, sich mit der starken Hand zu associieren. Es ist anzunehmen, daß Graf Tisza, um sich nicht einem zweiten Fiasko auszusetzen, sich diesmal vorgesehen hat und sein Kabinett im wesentlichen schon vor der formellen Berufung fertig war — Es wird uns noch berichtet:

* **Pest**, 26. Oktober. Graf Stefan Tisza wurde heute abend im Kind der liberalen Partei mit Ovationen empfangen. Das Neunercomité hält morgen vormittag eine Sitzung ab, die liberale Partei Mittwoch eine Konferenz, in der das Militärprogramm beraten wird.

Französische Spiegelfechterei.

Der Dresdner Korrespondent des „Temps" hat sich bemüht, die deutsche Durchschnittsmeinung über den Wert der Weltfriedensidee und der internationalen Schiedsgerichte zu ermitteln. Zu dem Behuf hielt sich der Gewährsmann des Pariser Blattes nicht bloß an die deutsche Presse, sondern er erforschte das deutsche Volk auch in den Bierhäusern „um die Stunde, wo die Zungen sich lösen". — Da konnte es denn an einem untrüglichen Forschungsergebnis nicht fehlen! Man höre, was dem „Temps" von Dresden aus als Durchschnittsmeinung des deutschen Volkes berichtet wird:

„Das deutsche Volk", so vernahm der Dresdner „Temps"-Korrespondent, „ist das stärkste der Welt. Es steht an der Spitze der Civilisation. Alle andern Völker fürchten und beneiden es. Das Kaiserreich muß ständig seine Streitkräfte zu Lande und zu Wasser vermehren, um dem Angriffe widerstehen zu können, der von seinen Nachbarn im Osten oder im Westen ersehnt wird. Und wenn später die europäischen Völker sich vereinigen werden, muß diese Einigung sich durch und für das deutsche Kaiserreich vollziehen, das gegenüber den Gruppen der Zukunft die Rolle zu spielen hat, welche die Häuser von Frankreich, Savoyen und Hohenzollern gegenüber den Provinzen spielten, deren Einigung sie vorbereitet und verwirklicht haben."

Wer solchen chauvinistischen Ueberschwang als die Durchschnittsmeinung in Deutschland ausgibt, macht damit jedes Wort der Kritik im einzelnen überflüssig: selbst an der Seine werden sich die leidlich aufrichtigen Leser sagen, daß dergleichen schwülstiges und maßloses Phrasentum unmöglich die deutsche Durchschnittsmeinung bedeuten kann. Gekrönt aber wird die Dresdner Korrespondenz des „Temps" durch die Behauptung, daß jene angebliche Durchschnittsmeinung die „amtliche Doktrin" sei! Nachdem der Dresdner Gewährsmann des genannten Pariser Blattes seine Leser solchermaßen in Stimmung versetzt hat, berichtet er ihnen ungleich mehr zutreffend, daß die Deutschen von internationalen Schiedsgerichten nicht viel halten, und daß sie angesichts noch frischer Kundgebungen französischer Friedensfreunde gegen den Frankfurter Frieden von den internationalen Friedensgesellschaften Angriffe auf den Besitzstand des Reiches befürchten. Der Gewährsmann des „Temps" wirft infolgedessen die Frage auf, ob die Franzosen darauf verzichten sollen, dem edeln Zuge zu folgen, der sie dahin führe, den Frieden zwischen den civilisierten Völkern zu ersehnen. Er antwortet hierauf verneinend und fährt alsdann fort:

„Aber wir haben die Pflicht, indem wir von dem fernen Ideal träumen, nicht die nahe Wirklichkeit aus dem Auge zu verlieren. Wir haben Zurückforderungen (revindications) zu formulieren, die wir niemals vergessen sollten. Und in der zukünftigen Zeit muß der französische Gedanke energisch repräsentiert werden, wenn wir wollen, daß er den Platz einnimmt, der ihm gebührt. Hüten wir uns zu glauben, daß die deutsche Seele, die italienische Seele, um nur von den nächsten Völkern zu sprechen, auf derselben Stufe des Fortschrittes sich befinden, wie die französische Seele. Wir sind weit voraus, und deswegen, ohne Zweifel, träumen wir von universaler Brüderlichkeit, während die andern noch die nationale Brüderlichkeit verlangen."

Die vorstehende Auslassung wird die deutsche Meinung über den Wert der „universalen" französischen „Brüderlich-

Feuilleton.

Das neue Modell.

23] Roman von Paul Oskar Höcker.

(Nachdruck verboten.)

Die Stunde war noch lange nicht um, da meldete er sich wieder ganz verzagt daheim.

„Hab' ich mich jetzt genug getummelt, Tante Lotti?" fragte er ängstlich.

„Ach, Raoul, du hast ja gar nicht gespielt!"

„Du hast bloß gesagt, Tante, daß ich mich tummeln soll!"

Sie lachte. „Und das hast du? Hast du dich denn amüsiert, Raoul?"

„O Tante, da war ein großer Drachen. Der flog so hoch — und weißt du, da war auch eine Wolke, die war wie ein großer Bär, und da flog der Drachen ihm zwischen die Tatzen — aber der Bär hat sich dann immerzu verwandelt, o immerzu. . . . . Und dann war es ein Schiff, und dann wieder — wie das Bild im Buche, wo Moses mit dem Stabe das Wasser aus dem Felsen holt. Und weißt du, Tante, da hab' ich immer an das Stück denken müssen, das du gestern gespielt hast, weißt du, das so wild anfängt, daß man sich fürchtet, und dann wird es immer sanfter und steigt in die Höhe, immer höher, immer höher, bis es schließlich ist, als ob man auf einer dünnen, dünnen, winzigen, rosafarbenen Wolke in den Himmel zu den Engeln schwebt!"

Sie konnte darauf nichts sagen, so ergriff es sie, wie das Kind in seiner regen Phantasie alles, was es sah und hörte, verarbeitete.

An diesem Tage bekam Raoul seine erste richtige Unterrichtsstunde.

Als sie mit dem Freunde über dieses kleine Erlebnis sprach, sagte Mittwald nicht ohne eine gewisse Bitterkeit: „Wäre es nun für eine Frau, die sich für klug, für begabt, für geistvoll hält, nicht instruktiver, sie beschäftigte sich mit einem so aufgeweckten Kinde, als mit der Kombination verführerischer neuer Toiletten?"

Von ihrem Vater sprachen die Kinder selten. Raoul fragte auch nach der Mutter nicht so oft. Nur Edith verlangte es nach der Mama.

In ihren Briefen an die Schwester berichtete Liselotte gewissenhaft über das körperliche Ergehen der beiden Kleinen und ihre geistige Entwicklung. Vielleicht lernte Marion ihre eigenen Kinder auf diese Weise gründlicher kennen, als bisher, wo sie ganz der Pflege und Obhut einer fremden, bezahlten Hülfskraft überlassen war.

Bloß über sich selbst schrieb sie Marion nichts. Es hatte sich etwas zwischen sie geschoben, das sie trennte. Liselotte erschrak heftig, als sie sich auf dem Selbstgeständnis ertappte, daß es doch eigentlich nichts anderes als Eifersucht sei, was die tiefe Entfremdung zwischen sie getragen hatte.

Nein, Eifersucht sollte und durfte es nicht sein. Gewiß, im Gedanken an Donat ward es ihr immer schwer und bang ums Herz. Aber es war viel eher eine seltsame mütterliche Regung in ihr, ein Verlangen, ihm aus ihrer zitternden Sorge, ihrem Mitleid heraus die Hand zu reichen, um ihm an all den Klippen und Fährlichkeiten vorbeizuhelfen. Daß er ein guter Mensch war, das wußte sie von jener letzten Begegnung her, wo so etwas Inniges, Heimisches sie beide verbunden hatte. Es jammerte sie, daß Marions oberflächliche Kunst ihn nun dazu wieder verführt hatte, daß er sich von neuem in den Taumel von Paris stürzte.

Wie sehnte sie sich danach, von ihm, von seinem Ergehen, von seinem Leben und Treiben irgend, irgend etwas zu hören.

Aber Marion schrieb über Donat niemals. So oft sie sich auch über die Geschäfte ihres Mannes ausließ: Donats Namen zu nennen vermied sie mit augenscheinlicher Absicht.

Und nach ihm zu fragen, das verbot Liselotte die mädchenhafte Scheu — und außerdem jener gewisse bange Druck in der Kehle, der sie befiel, so oft sie an Donat dachte, ein seltsames Würgen, das ihr oft selbst wie ein stummes Weinen vorkam.

Während Marion den Mai und den Juni über auf ihren gelegentlichen Ansichtspostkarten begeistert über das herrliche Sommerwetter schrieb, das in Paris die hellsten, duftigsten Toiletten auf die Boulevards, ins Bois und auf die Rennbahn lockte, gehörten die sonnigen Tage in Chateau-Lanney nur zu den Seltenheiten.

Mitte Juni hatte man eine anhaltende Regenperiode, wie sie hier zwischen dem Hohen Venn und der Eifel jeden Sommer zu überstehen war. Danach setzte schaudervolles Nebelwetter ein.

Eine ganze Woche lang war die Veranda vom Liselottens Fenster aus nicht zu sehen.

Fast bei jedem Witterungswechsel zeigte sich Raouls Gesundheit recht veränderlich. Auch diesmal wieder schlug sich eine leichte Erkältung auf seinen Hals, besonders die Mandeln.

Obwohl der Sanitätsrat dem Falle keine große Wichtigkeit beilegte, schrieb Liselotte doch ausführlich darüber an die Schwester.

Marion hatte in der letzten Zeit ihre Korrespondenz durch die bequemen Ansichtspostkarten abgemacht. Jetzt kam endlich einmal ein Brief von ihr. Aber der nahm auf Raouls Unpäßlichkeit keinerlei Bezug. Es waren bloß ein paar in sichtlicher Hast hingeworfene Zeilen, aus denen Liselotte nicht klug ward.

„Liebstes Schwesterherz", schrieb Marion, „ich kann mir ja vorstellen, daß sich die guten Philister von Chateau-Lanney wieder gehörig den Mund zerschlagen werden, wenn sie vernehmen, daß ich am Rennen teilnehme. Aber glaube mir, daß es die triftigsten Gründe sind, die mich dazu veranlassen, — Gründe hauptsächlich geschäftlicher Natur. Es ist, so hoffe ich, die letzte Etappe. Wenn wir mit der „Marion" gut abschneiden, so sind wir saviert. Komme mit Mama und den Kindern an die Kontrollstation (Chateau-Lanney ist einer von den neutralisierten Durchfahrtsorten), damit ich alle umarmen kann. Wenigstens sind es ein paar Minuten, die wir für uns haben werden."

Sie las die Worte Rennen, „Marion", Kontrollstation und strengte sich den Kopf an, um herauszubekommen, was die Schwester damit meinte.

Erst, als sich abends der Sanitätsrat wieder einstellte, um nach Raoul zu sehen, und er, während er die Temperatur des kleinen Patienten maß, wieder ins Schwatzen über Lokalangelegenheiten geriet, begriff sie den Zusammenhang. Und da war es ihr, als bleibe ihr plötzlich das Herz stille stehen.

„Haben Sie denn nicht den Anschlag vom Landrat an der Ecke gelesen, Fräulein Liselotte? Die Bekanntmachung über die Durchfahrt der Pariser Herrschaften vom Töff-Töff — der neumodischen Höllenmaschine?"

„Ich bin Raouls wegen nicht mehr außerm Hause gewesen."

Der alte Doktor erzählte ihr darauf, was er in der Kneipe über die Wettfahrt Paris-Berlin erfahren hatte. Der Steuerrat hielt eine großstädtische Zeitung, in der ausführlich darüber berichtet war.

„Ja, heute nacht soll der Rummel in dem Seine-Babel also losgehen. Es ist eine Verrücktheit. Werden da wie die Wahnsinnigen durchs Land rasen. Aber wieder so recht was für die ausgemergelten, verhutzelten Pariser, denen keine Sensation mehr genügt, um die schlaffen Nerven aufzupeitschen."

Liselotte war es nun ganz unmöglich, dem Sanitätsrat zu sagen, daß ihre eigene Schwester allem Anschein nach gleichfalls die Absicht hatte, sich an diesem Rennen zu beteiligen. Der Doktor verließ sie auch gleich darauf wieder. Etwas Fieber war bei Raoul zwar vorhanden, aber nur in geringem Grade.

„Vor allen Dingen sorgen Sie mir dafür, liebe Bizemama", sagte der alte Herr, „daß Senfteig und so etwas Aehnliches im Hause ist. Ich hoffe ja nicht, daß es eine richtige Bräune gibt, aber das junge Herrchen ist ein so schwächlicher, kleiner Patron, daß man bei ihm auf allerlei Extravaganzen gefaßt sein muß."

Diese Worte beunruhigten Liselotte aufs neue. „Auf alle Fälle wird es dann nötig sein, daß ich die kleine Edith von ihm entfernt halte?"

„Nicht unbedingt nötig, da ja kein bösartiger Belag bis jetzt zu konstatieren ist. Aber jedenfalls ist Vorsicht besser."

In seiner gutmütig polternden Art gab er dem kleinen Patienten, der still und geduldig und ohne sich zu rühren dalag, noch ein paar Verhaltungsmaßregeln. Dann empfahl er sich, versprach aber, andern Tags gleich in der Frühe wieder zu kommen.

In recht niedergeschlagener Stimmung blieb Liselotte zurück. Die Nachricht von Marion hatte sie in tiefster Seele aufgewühlt. Sie quälte sich besonders mit der Frage, ob sie der Mutter das leichtfertige Unternehmen der Schwester mitteilen sollte. Dann bereitete ihr auch noch die Erkrankung Raouls Kummer. Sie wußte überdies nicht recht, wohin mit der nervösen, ungeduldigen kleinen Edith. Es war schwer, die Kleine vom Krankenzimmer fernzuhalten. Edith war, wie die Großmama sich ausdrückte, „das reine Quecksilber".

Bald nach dem Besuch des Doktors kam Frau Daus, um sich nach dem Ergehen des kleinen Patienten zu erkundigen. Zögernd brachte im Verlauf der Unterredung Liselotte auch die Rennfahrt zur Sprache. Es drängte sie, näheres darüber zu erfahren. Frau Anna schien über die wichtigsten Punkte genau informiert.

„Ernst hat mir schon vor zehn Tagen aus seiner Zeitung vorgelesen; es scheint für die Pariser ein großes Ereignis zu sein."

SLUB
Wir führen Wissen.